

tische Freiheit im Faschismus? Nur kurz wird diese Kernfrage berührt. Ob schon dem faschistischen Staat kein endgültiger, absoluter Charakter zugesprochen wird, heißt es doch S. 43: „Wenn wir aber auch der Kritik im Interesse der Wahrheit und der sozialen Gerechtigkeit freie Bahn lassen, so hat diese Kritik am Staat und seinen Einrichtungen doch eine ganz bestimmte Grenze. Sie darf sich nicht auf die Idee, auf den Sinn des Ganzen und auf die leitenden Grundsätze beziehen. Theoretisch läßt sich das nicht rechtfertigen; denn im Prinzip kennt die Kritik keine Grenzen, aber der Staat hat das Recht, in seinem eigenen Interesse und als Anwalt und Vertreter des Volkes, dessen Bestes er im Auge hat, jede Kritik zu verbieten, die an den Grundlagen des Staates rüttelt. Nur die Auswirkung der Idee darf kritisiert werden, nicht aber die Idee selber.“ Gleichwohl soll das persönliche Leben die Quelle ewiger Erneuerung bleiben und aus ihm immer wieder dasjenige hervortreten, was neue Formen des Gemeinschaftslebens bildet (S. 46). Man wird nicht leugnen können, daß diese knappen Andeutungen noch manche Fragen über das Verhältnis von Faschismus und Freiheit offenlassen.

M. Pribilla S. J.

Morgen werd' ich 21. Tage der Entscheidung im Leben eines jungen Mädchens. Von Elisabeth Schneider. 12^o (188 S.) Freiburg i. Br. 1934, Herder. Geb. M 2.80

Ein ungewöhnlich spannend geschriebenes, inhaltlich reiches, psychologisch und ethisch wertvolles Buch. — Es erzählt in temperamentvollen Tagebuchaufzeichnungen die Schicksale eines selbstbewußten Mädchens, das, in einer Kleinstadt aufgewachsen, aus der Enge hinausstrebt, mit kühnen Erwartungen in der Großstadt als Stenotypistin das Leben zu meistern sucht, in freien Stunden den Annehmlichkeiten und Reizen des großstädtischen Treibens sich überläßt, eine Reihe von herben Enttäuschungen durchkostet und schließlich... Mehr soll hier nicht verraten werden!

Nur wer wie Dr. Elisabeth Schneider durch jahrzehntelange Betätigung und unermüdliches Studium auf dem Gebiete der Jugendpädagogik zu Hause und mit dem ganzen Gefühlsleben erwerbstätiger

Mädchen innig vertraut ist, durfte es wagen, die Antwort auf die vielen brennenden Fragen wenigstens andeutungsweise zu geben, die in dem gediegenen Buche gestellt werden, und von deren glücklicher Lösung das Wohl und Wehe der heute heranwachsenden Mädchen abhängt. Der Schluß berührt ein Problem, bei dessen Beurteilung die Meinungen auch der gewissenhaftesten und zugleich menschenfreundlichsten Autoritäten nicht unbedeutend auseinandergehen. Es ist deshalb wohl möglich, daß die nach Umfang bescheidene Schrift eine kleine Diskussion unter den Fachleuten entfesseln wird. Das wäre im Interesse der Sache zu begrüßen. A. Stockmann S. J.

Notizen. Von Dr. Carl Sonnenschein. Ausgabe in einem Bande, ausgewählt u. eingeleitet von Ernst Thrasolt. 8^o (336 S.) Berlin 1934, Buchverlag Germania. Geb. M 3.—

Was in den 10 Heften „Notizen“, diesen in Stil und Sicht einzigartigen „Weltstadtbetrachtungen“ Carl Sonnenscheins, an Schönstem und Bleibendem enthalten ist, hat Ernst Thrasolt, der wie wenige andere den Rhythmus dieses Lebens belauschte, hier in einem Bande der Erinnerung dargeboten. Viele, die Sonnenschein kannten, werden nach dieser reichen — und dabei so wohlfeilen — Gabe greifen; viele, die ihn nicht kannten, werden aus ihr ersehen, wie in dieser Priestergestalt katholisches, deutsches und soziales Fühlen in herrlicher Einheit lebte.

A. Koch S. J.

Ich las eine Rune. Ein Ruf an das junge Deutschland. Von Ernst P. Radusch. 8^o (79 S.) Breslau 1933, F. Hirt. Kart. M 1.50

Mit viel Idealismus wird hier aus den Runen Mystisches und Ethisches herausgelesen oder besser: in sie hineingelegt. Herman Wirth und der „ario-liberale Herr Meier“, den Wilhelm Stapel jüngst im „Deutschen Volkstum“ als Zeitfigur einführte, haben dabei Pate gestanden. Was von Kadners „Deutscher Väterkunde“ gesagt wurde, muß hier wiederholt werden; solange ein Verfasser nachschreibt, was Freidenker aller Sorten an geschichtlichen Verdrehungen gegen Christentum und Kirche vor ihm geschrieben haben — auch hier z. B. wieder die törichte Fabel, man habe „auf

Synoden“ (!) darüber gestritten, „ob die Frau überhaupt ein Mensch sei, ob sie nicht zu den Tieren gerechnet werden müsse“ (35) —, solange kommen seine Erzeugnisse für eine ernsthafte Würdigung nicht in Betracht.

A. Koch S. J.

Schöne Literatur

Elegien. Von Georges Duhamel.
Deutsch von Richard von Schaukal. 8^o (50 S.) Wien 1933, Krystall-Verlag.

Es ist ein ernster Dichter und aufrichtiger Mensch, aus dessen Lyrik Schaukals Übersetzung die „Elégies“ einem größeren deutschen Leserkreis zugänglich macht. Duhamel ist uns nicht nur geistig interessant als Anhänger der Bergson'schen Lebenslehre, bei ihm hat der *élan vital* durch persönlichstes Erfahren und Erleiden eine eigenartige Prägung erhalten. In den Elegien ist das Innerste dieses Lebenskampfes ausgesprochen. — Duhamel lebt, aber immer durchschüttelt von der Angst ums Dasein, von der Furcht, „gefesselt stolpern zu müssen“. Dennoch — seine Freiheit hat er sich bewahrt; umgeben von Lärm, kann er von der geliebten Frau träumen. Und diese sorgende Hingabe an ein anderes Leben gibt ihm auch Kraft und Halt. Gott, der die rechte Hilfe schenken könnte, wird nicht genannt. Der Mensch bleibt innerhalb des Erdendaseins, und wenn Duhamel um Unsterblichkeit bittet, weiß man nicht, wo sie zu suchen ist. — Schaukal übersetzt handwerklich treu dem Text folgend (unklar nur 23 a). Er arbeitet liebevoll das leicht zerbrechliche Werk um und wahrt auch dem Deutschen etwas von dem Dufte des Originals (in der schönen Ballade 1 vor allem), ein Vorteil, an den man sich erinnern muß, wenn man sich hie und da eine größere Selbstständigkeit wünschen möchte. Das Französisch Duhamels scheint herb, unvermittelt stößt man oft auf kühle, aber schöne Bilder, nur selten klingt die Sprache. Schaukal hat nicht versucht — durfte es auch nicht —, sie melodischer zu machen. So wird merkwürdigerweise in der Übertragung die Kluft zwischen Gedanke und Sprachklang noch deutlicher. Da ich diese Dinge berühre, denke ich an die Elegien eines Deutschen, die zeigen, was ich

meine, an die Trakls. Vielleicht singt Trakls Traurigkeit so stark, weil er sich ihr ganz hingab, bei Duhamel spürt man den Trotz gegen das Schicksal. Es wäre ein beglückendes Erlebnis, nach der Lektüre der Elegien zu erfahren, daß dieses Menschenleben den richtigen Weg fand.
W. Kölmel.

Friedland. Ein Wallensteinroman.
Von Jaroslav Durych. 12^o (570 S.)
München 1933, Piper. Kart. M 5.60

Der tschechische Militärarzt Jaroslav Durych hatte schon mehr als zwei Dutzend Bücher geschrieben, als er 1930 im Alter von 54 Jahren für seinen eben erschienen dreibändigen Wallensteinroman „Blouděň“ den tschechoslowakischen Staatspreis erhielt. Die Übertragung von Marius Hartmann-Wagner vermittelt nun deutschen Lesern den bei weitem reichsten dichterischen Beitrag zu dem in Böhmen mit Festspielen und Ausstellungen während des Sommers 1934 eindrucksvoll begangenen dritten Hundertjahrgedächtnis des unheimlichen Heerführers. Trotz einiger Versehen ist die Verdeutschung sehr lesbar und der barocken Auffassung des Stoffes gut angepaßt. Der Anlage des Werkes wie den Erlebnissen der Personen hätte die wörtliche Wiedergabe des tschechischen Titels — „Irrsal“ — besser entsprochen.

Denn alles ist hier kreuz und quer sich überschneidende Bewegung, bald in rätselhaftem Halbdunkel, bald unter flackernden Lichtern, selten in heiterer Klarheit, ganz wie in jenen schrecklichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges Recht und Unrecht, Gottseligkeit und Weltlust, Söldner und Dirnen aller Länder, Priester, Juden und Könige abenteuerlich durcheinanderwirbelten. In dieser meisterhaft zum Leben erweckten Umgebung ist es eher verzeihlich, daß die reine und kluge Angelika dienend von Spanien bis Siebenbürgen, von Peru bis zur Ostsee wandert und immer wieder im richtigen Augenblick ihren übermütigen Georg findet, dem sie früh ihr Herz geschenkt hat und den sie doch erst auf seinem blutigen Todesbett für Gott und für ihre bräutliche Sehnsucht gewinnt. Fast nur durch Auge und Herz dieser Liebenden erleben wir das große, von Wallenstein beherrschte Geschehen, seinen prunkenden Stolz und sein heimliches Leid, sein rätselhaftes Schwanken,